

HOLLY PETERSON

Mr. Nanny

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Gertrud Wittich

Ihr persönliches, unverkäufliches Leseexemplar

Gebunden ca. 14,95 €

Erstverkaufstag 10.08.2007

Wir bitten Sie, Rezensionen nicht vor
dem Erstverkaufstag zu veröffentlichen

MANHATTAN

1. Kapitel

Take-off

Wer die Reichsten der Reichen erleben möchte, wenn sie so richtig in ihrem Element sind, der sollte an einem ganz gewöhnlichen Wochentag um drei Uhr nachmittags die St. Henry's School for Boys aufsuchen. Nichts macht die High Society verrückter als die Chance, vor ihresgleichen angeben zu können. Und das tägliche Ritual des Abliefers und Abholens ihrer kleinen Schätzchen ist eine unwiderstehliche Gelegenheit. Da kann man doch mal zeigen, was man hat. Wer man ist. Was der Gatte so pro Jahr »heranschafft«. Diese Leute gehören zu den Top 0,001 Prozent der Top 0,0001 Prozent der Superreichen dieser Welt.

Wo? In Manhattan natürlich.

Eine wahre Kavalkade von Minivans, Jeeps mit getönten Scheiben und chauffierten Limousinen kroch auf dem Weg zur Schule an mir vorbei. Mein Sohn hatte heute Nachmittag ein Basketballspiel, das ich auf keinen Fall versäumen wollte. Obwohl ich dafür schon wieder ein Meeting hatte sausen lassen müssen... Eine von Ginkobäumen und Sandsteinvillen gesäumte Straße führte zum Schulgebäude, auf dessen Vorplatz es bereits von Leuten wimmelte. Ich holte tief Luft und tauchte ein ins Meer der Eltern: Dads in konservativen dunklen Anzügen, die wichtigtuerisch in ihre Handys bellten, und Moms mit schicken Sonnenbrillen und sorgfältig gebräunten und durchtrainierten Oberarmen – nicht wenige mit reizend

aufgeputzten Kleinkindern an ihrer Seite. Diese Kinder spielten eine wichtige Rolle im immerwährenden Kampf ihrer Eltern um Vorherrschaft. In Designer-Rüschenkleidern wurden sie vom französischen Privatlehrer zum Cellounterricht gekarrt. Man diskutierte über sie, begutachtete sie wie hochgezüchtete Kälber auf einem exklusiven Rindermarkt.

Ich ging an einer Limousine vorbei, die mit laufendem Motor in zweiter Reihe parkte. Eins der schwarz getönten Seitenfenster war heruntergelassen, und ich konnte den Mann darin erkennen, einen Kosmetikgiganten, der in den Klatschspalten etwas über sich las. Sein vierjähriges Töchterchen sah sich derweil eine *Barbie-Fairytopia*-DVD im eingebauten Fernseher an, dessen Monitor von der Decke heruntergeklappt war. Die Nanny, in eine gestärkte weiße Kindermädchentracht gehüllt, saß geduldig vorne neben dem Chauffeur und wartete darauf, dass man ihr mitteilte, wann es Zeit wurde, nach drinnen zu gehen, um den Sohnmann abzuholen.

Ein paar Meter weiter streckte sich soeben ein Eidechsenlederschuh mit zwölf Zentimeter hohem Absatz aus der Tür eines silbernen Mercedes S600. Der Chauffeur ließ bei meinem Anblick die Scheinwerfer aufblinken. Als Nächstes tauchte ein knapper brauner Tweedrock auf, der an einem himmlisch geformten Oberschenkel hochgerutscht war, und schließlich erschien eine etwa Dreißigjährige, die ihr honigblondes Haar anmutig ausschüttelte. Der Chauffeur überschlug sich fast vor Eifer, ihr seine hilfreiche Hand zu reichen.

»Jamie! Jamie!«, rief Ingrid Harris und winkte mit ihrer manikürten Hand. Ein Dutzend dicker, goldfunkelnder Armbänder rutschte klirrend an ihrem schlanken Arm hinab.

Ich war förmlich geblendet. »Ingrid, bitte. Ich hab dich von Herzen gern, aber ich muss zu Dylans Spiel!«

»Ich hab versucht, dich zu erreichen!«

Ohne wirkliche Hoffnung auf ein Entkommen tauchte ich in der Menge unter.

»Jamie! Jetzt warte doch mal!« Ingrid hatte es kurzerhand ihrem Chauffeur überlassen, sich mit ihren beiden jüngeren Söhnen zu befassen, deren Geschrei vom Auto bis zu uns drang. Sie schnaufte, als hätten sie die fünf Meter vom Straßenrand bis zu mir völlig erschöpft. »Puh!« Man darf nicht vergessen, dass es sich hier um eine Menschenrasse handelte, die das ordinäre Pflaster so selten wie möglich betrat. »Gott sei Dank warst du gestern Abend zu Hause!«

»Ach, das war doch nichts. Jederzeit.«

»Henry ist dir ja sooo dankbar!«, sagte Ingrid.

Der bullige Chauffeur hob soeben ihre beiden Knaben heraus, als wären es zwei rohe Eier.

»Henry wollte mit ein paar Kunden zur Jagd nach Argentinien fliegen. Wir hatten den Take-off auf zweiundzwanzig Uhr festgelegt, und er wusste die Temperatur von Puerto Rico nicht! Das muss man doch wissen! Wenn man da zwischenlanden muss!«

»Jamie.« Diese Stimme war mir schon willkommener. Meine Freundin Kathryn Fitzgerald. Sie pendelte zwischen Tribeca und Manhattan hin und her und war so wie ich auch nicht auf der Upper East Side geboren, wo man gar nicht mehr wusste, wie man eine Tür selbst aufmacht. Sie trug Jeans und Segeltuchschuhe. »Komm, es eilt. Wir drängeln einfach ein bisschen.«

Während wir die Marmorstufen erklimmen, fuhr ein weißer Cadillac Escalade vor. Man konnte schon von weitem sehen, dass dort drinnen irgendein mächtiger Firmenboss sitzen musste. Als der Schlitten angehalten hatte, stieg ein Chauffeur mit Melone aus und ging um den Wagen herum, um die Tür zu öffnen. Heraus hüpfen die vier McAllister-Kinder, jedes an der Hand seiner eigenen philippinischen Nanny.

Alle vier Nannys trugen eine weiße Hose, weiße Schuhe mit Gummisohlen und Schwesternkittel mit jeder Menge Taschen. Der Tross aus Kindern und Nannys kroch wie ein Tausendfüßler die Marmortreppe hinauf.

Um genau fünf nach drei öffneten sich die Schulpforten, und die Elternmasse drängte zivilisiert vorwärts. Aus dem dritten Stock, wo die Turnhalle lag, drangen das Geschrei der Jungen und das Quietschen von Schuhsohlen. Die Viertklässlermannschaft von St. Henry's, in ihren königsblau-weißen Trikots, machte sich bereits warm. Ich überflog die Jungenschar auf der Suche nach meinem Dylan, fand ihn aber nicht. Die Tribünen auf der rechten Seite begannen, sich mit Moms und Dads zu füllen, dazwischen jüngere Geschwister mit ihren Nannys aus aller Herren Länder. Kein Dylan. Doch, da war er. Er saß mit hängenden Schultern auf einer Bank neben der Tür zur Umkleide. Er hatte sich noch nicht umgezogen, trug immer noch seine Schuluniform, weißes Hemd und Khakihose; sein königsblauer Blazer lag neben ihm auf der Bank. Als er mich sah, kniff er böse die Augen zusammen und schaute weg. Mein Mann Phillip guckt genauso, wenn ihm was über die Leber gelaufen ist.

»Dylan! Hier bin ich!«

»Du kommst zu spät, Mom.«

»Schätzchen, ich bin doch nicht zu spät.«

»Viele Mütter waren aber vor dir da.«

»Ja, aber draußen ist eine Mordsschlange! Hast du eine Ahnung, wie viele noch da draußen stehen! Und ich konnte mich doch nicht vordrängeln, oder?«

»Egal.« Er schaute erneut weg.

»Schatz, wo ist dein Trikot?«

»Noch im Rucksack.« Mein Sohn verströmte Sturheit und Anspannung wie ein Atomkraftwerk Radioaktivität.

Ich setzte mich neben ihn. »Na, dann wird's Zeit, dich um-zuziehen.«

»Ich will das blöde Trikot aber nicht anziehen.«

In diesem Moment kam Coach Robertson auf uns zu. »Wis-sen Sie was?« Er warf die Arme in die Luft, wie um seine Ohn-macht zu demonstrieren. »Ich hab keine Lust, ihn jedes Mal zum Umziehen zu zwingen. Ich hab ihm gesagt, er versäumt noch das Spiel, aber er will sich einfach nicht umziehen. Wenn Sie's genau wissen wollen: Ihr Sohn benimmt sich einfach lä-cherlich ...«

»Und wissen Sie was, Coach? Das ist überhaupt nicht lä-cherlich, ja?« Dieser Mensch besaß die Sensibilität eines Hack-klotzes. Ich zog ihn beiseite. »Wir haben das doch schon be-sprochen: Er hat Angst vor dem Spiel. Er ist erst neun, Menschenskind. Spielt das erste Mal in einer Mannschaft.« Der Coach zuckte unbeeindruckt mit den Schultern und zog wieder ab. Ich legte meinen Arm um Dylan. »Schatz, Coach Robertson gehört nicht gerade zu meinen Lieblingen, aber er hat recht. Du musst dich jetzt umziehen.«

»Er kann mich nicht ausstehen.«

»Natürlich kann er. Er ist halt ein bisschen tough, aber er möchte doch nur, dass du spielst.«

»Ich will aber nicht.«

»Nicht mal mir zuliebe?«

Dylan schaute mich an und schüttelte den Kopf. Er hatte große braune Augen, ausgeprägte Gesichtszüge und dicke dunkle Haare, die immer an irgendeiner Stelle abstanden. Dylans Mund lächelte öfter, als seine Augen es taten.

»Dylan! Jetzt beeil dich aber mal!« Douglas Wood, ein wider-licher kleiner Kerl mit Sommersprossen, Bürstenhaarschnitt und wabbeligem Hinterteil, watschelte auf uns zu. »Was ist denn?«

»Nichts.«

»Und wieso hast du dann dein Trikot noch nicht an?«

»Weil meine Mom unbedingt mit mir reden wollte. Es ist ihre Schuld.«

Coach Robertson, sauer auf Douglas, weil er das Warm-up verlassen hatte, und wütend auf Dylan, weil er sich weigerte, überhaupt zu spielen, kam wie eine Dampflok mit pumpenden Armen auf uns zugestakst. »Hopp und los, Junge, Schluss mit dem Unsinn.« Er griff sich Dylans Rucksack, packte ihn bei der Hand und zog ihn mit sich in den Umkleideraum. Dylan blickte zu mir zurück und verdrehte die Augen, ließ sich ansonsten aber widerstandslos abführen; seine königsblaue Uniformjacke schleifte er hinter sich her. Ich selbst machte mich nicht gerade glücklich auf den Weg zu den Tribünen.

Kathryn, die vorgegangen war, um mir einen guten Platz zu sichern, winkte mir aus der fünften Bankreihe der St.-Henry's-School-Seite zu. Ihre Zwillinge gingen ebenfalls in Dylans Klasse, und ihre Tochter besuchte denselben Kindergarten wie Gracie. Die Buben, Louis und Nicky, balgten sich gerade um einen Ball, und Coach Robertson beugte sich über sie und blies ihnen mit seiner Trillerpfeife ins Ohr, um die Streithähne zu trennen. Ich sah, wie Kathryn aufstand, um die Sache genauer verfolgen zu können. Ihr langes blondes Haar, das sie zu einem Pferdeschwanz zusammengefasst hatte, ergoss sich dabei über den Rücken ihrer herrlich abgetragenen Lederjacke. Nachdem ich mich an ungefähr zwanzig Leuten vorbeigezwängt hatte und mich neben sie plumpsen ließ, drückte sie mir voller Zuneigung das Knie.

Kathryn lächelte. »Gerade noch geschafft.«

»Kannst du laut sagen.« Ich vergrub mein müdes Haupt in den Händen.

Sekunden später platzten die Schüler der Wilmington Boys' School wie eine Invasionsarmee aus den Türen der Gastum-

kleide. Mein Dylan hielt sich nervös im Hintergrund, während seine gut aufgewärmten, verschwitzten Schulkameraden fröhlich herumtobten. Noch waren sie Kinder, doch bald schon würden aus ihnen große, ungelenke, unsichere Jugendliche werden. Dylan bekam den Ball so gut wie nie, was hauptsächlich daran lag, dass er keinen Augenkontakt herstellte und sich meist am Rande des Spielfelds aufhielt, außerhalb des Gewühls. Mit seiner dünnen Gestalt und seinen knöchigen Knien machte er nicht gerade eine sportliche Figur, wirkte eher wie eine ungelenke Giraffe.

»Dylan spielt nicht gut.«

Kathryn schaute mich an. »Die anderen doch auch nicht. Sieh sie dir an: Die können den Ball ja kaum hoch genug werfen, um den Korb zu erreichen. Sie sind noch zu klein.«

»Ja, kann sein. Er ist eben depressiv.«

»Aber doch nicht immer. Bloß ab und zu«, erwiderte Kathryn.

Barbara Fisher, die auf der Bank vor uns saß, drehte sich zu mir um. Sie trug knallenge Jeans, eine gestärkte weiße Rüschenbluse mit hochgestelltem Kragen, um ihren Schildkrötenhals zu verdecken, und einen fuchsiarbenen Pulli, der aussah, als habe er ein Vermögen gekostet. Ihre Haut war viel zu sehr gebräunt, und sie war außerdem dünn wie eine Giacometti-Statue.

»Uuuh, da ist ja auch unsere bienenfleißige, berufstätige Mom! Kaum zu fassen, dass Sie auch kommen konnten.«

Ich zuckte zurück. »Es ist wichtig für Dylan.« Ich blickte über ihren Kopf hinweg aufs Spielfeld.

Barbara fuhr ihren Schildkrötenhals wie eine Teleskopstange aus und schnitt mir die Sicht ab. Sie hatte offenbar mehr zu sagen. »Wir haben erst neulich beim School-Benefit-Treffen darüber geredet, wie schwer das für Sie sein muss – nie Zeit für die außerschulischen Aktivitäten Ihres Sohnes zu haben.«

Diese Frau ging mir fürchterlich auf die Nerven.

»Ich liebe meinen Beruf nun mal. Aber ich habe nichts gegen Frauen, die lieber zu Hause bleiben. Ist sicherlich ein angenehmeres Leben.«

»Ums Geld kann's ja nicht gehen! Wo Ihr Phillip doch sooo ein erfolgreicher Anwalt ist.« Sie sprach in einem Ton, den sie offensichtlich für ein Flüstern hielt, der aber von allen Umsitzenden gehört werden konnte. »Ich meine, Sie können doch unmöglich genug verdienen, dass es *wirklich* eine Rolle spielt.«

Ich schaute Kathryn an und verdrehte die Augen. »Also, ich verdiene gar nicht so schlecht, Barbara, aber natürlich mache ich es nicht des Geldes wegen. Wie gesagt, ich liebe meinen Beruf. Und ich habe viel erreicht. Das ist etwas, worauf man stolz sein kann, nicht wahr? Aber jetzt muss ich mich auf meinen Sohn konzentrieren, denn der ist ebenfalls ambitioniert und möchte natürlich, dass ich ihm zusehe.«

»Bitte! Lassen Sie sich von *mir* nicht aufhalten!«

Kathryn zwickte mich etwas zu heftig in den Arm; sie konnte Barbara noch weniger leiden als ich. Ich zuckte zusammen und gab ihr einen Klaps auf die Schulter.

Sie flüsterte mir ins Ohr: »Erstaunt mich, dass sie's noch nicht geschafft hat, ihren Privatjet zur Sprache zu bringen. Falls du's noch nicht gehört haben solltest: Aarons Falcon 2000 wurde letztes Wochenende endlich geliefert.«

»Ich bin sicher, ich werde bald genug davon erfahren«, erwiderte ich, den Blick aufs Spielfeld gerichtet. Dylan versuchte sich gerade an einem Abblockmanöver, doch der Spieler mit dem Ball lief einfach um ihn herum und erzielte den Korb. Die Pfeife schrillte. Die Aufwärmphase war vorbei. Beide Mannschaften fanden sich in zwei Gruppen zur Besprechung an den Spielfeldrändern zusammen.

»Und weißt du, was mich am meisten nervt?«, flüsterte Kathryn mir zu.

»Du wirst es mir bestimmt gleich verraten.«

»Sie können nicht einfach sagen ›Wir fahren übers Wochenende weg, was bedeuten könnte, dass sie mit dem Auto oder dem Zug fahren, oder ›Wir fliegen übers Wochenende weg, was ja – Gott bewahre – auch bedeuten könnte, dass es ein öffentlicher Flug ist. Nein.« Sie beugte sich näher. »Sie wollen, dass du eins weißt: dass sie das Privatflugzeug nehmen. Also fangen sie auf einmal an, wie ihr Pilot zu reden: ›Wir nehmen den Flieger. Take-off ist auf fünfzehn Uhr festgesetzt.« Sie schüttelte grinsend den Kopf. »Als ob es mich auch nur die Bohne interessiert, was die machen.«

Am Anfang meiner Ehe – ich selbst stamme aus der Mittelklasse und dem Mittleren Westen – haben mich diese Upper-East-Side-Familien natürlich ganz schön eingeschüchtert. Meine Eltern, die immer so vernünftig sind, bei nassem Wetter Gummistiefel anzuziehen, und die ihr Geld in einer Gürteltasche an der Hüfte tragen, haben mir oft genug eingeschärft, Distanz zu diesen Leuten zu wahren – richtig glücklich könne man sowieso nur zu Hause in Minneapolis sein. Und obwohl ich meinem Mann zuliebe versucht habe, mich an diese Kreise anzupassen, werde ich mich doch nie daran gewöhnen, dass man von seinem Piloten redet, als wäre es der Butler oder der Chauffeur. »Ich dachte, wir könnten am Cape zu Abend essen, also habe ich Richard gebeten, den Jet für fünfzehn Uhr fertig zu machen.«

Dylan saß mit etwa zehn Mannschaftskameraden auf der Bank, als Coach Robertson zum Anpfiff blies. Glücklicherweise schien Dylan das Spiel nun aufgeregt zu verfolgen. Er sagte etwas zu dem neben ihm sitzenden Jungen und deutete aufs Spielfeld. Ich seufzte erleichtert auf und wagte es, mich ein wenig zu entspannen.

Zwei Minuten später prallte ein nasser Plastikbecher an meiner Schulter ab und landete in Kathryns Schoß. Wir schau-

ten uns gleichzeitig um. »So sorry!«, sagte eine philippinische Nanny mit starkem Akzent. Der McAllister-Tausendfüßler zwängte sich auf die Bank hinter uns. Zwei der jüngeren Kinder machten laut »I-aah! I-aah!« wie zwei Esel. Das war genau das, was Kathryn am meisten aufregte. Sie, die selbst ziemliche Racker hatte, konnte es nicht ausstehen, mit welcher Respektlosigkeit und Unverschämtheit diese reichen Park-Avenue-Blagen ihre Nannys behandelten.

Sie warf ihnen einen bösen Blick zu und schaute dann mich an. »Diese armen Frauen. Was die alles mitmachen müssen. Pass auf, ich mach's. Ich geh jetzt da hin und frag sie, welche Uniform für welchen Tag der Woche vorgeschrieben ist. Du weißt schon, wie Montag Sponge Bob, Dienstag Schwesternschule. Mal sehen, was sie sagen.«

»Nicht, Kathryn, bitte. Wen interessiert denn das?«

»Wie bitte? Dich, die passionierte Termin-Listenschreiberin, interessiert das nicht?« Kathryn grinste. »Wenn dein Dylan das nächste Mal zu einer Geburtstagsparty bei den McAllisters eingeladen ist, dann schau doch mal unauffällig in die Küche zu dem Tischchen neben dem Telefon. Dort liegt eine dicke, gebundene Mappe, in der sämtliche Anweisungen fürs Personal stehen. Farbcodiert natürlich. Von der Privatsekretärin des Hausherrn getippt. Da steht alles drin – und ich meine wirklich alles, was man sich vorstellen kann.«

»Was denn zum Beispiel?«

»Ich dachte, du wärst nicht interessiert.«

»Na gut, vielleicht ein bisschen. Jetzt sag schon.«

»Die Dienstzeiten des Personals, das in sich überschneidenden Schichten arbeitet: erste Schicht, sechs bis vierzehn Uhr, zweite Schicht, neun bis siebzehn Uhr, dritte, sechzehn Uhr bis Mitternacht. Stundenpläne für die Haustiere, für die Tierpfleger und -betreuer, Anweisungen dafür, welche Kleidungsstücke der Kinder zusammengefaltet, welche aufgehängt

werden müssen. Wo und wie Schals und Handschuhe für den Herbst, wo für den Winter untergebracht werden müssen und welche wann wie benutzt werden. Wo die Sportkleidung hin kommt. Wie und wo im begehbaren Zedernholzschränk die Prinzessinnenkostüme aufgehängt werden müssen – nachdem sie gebügelt wurden. Ja, du hast richtig gehört: Sie müssen *gebügelt* werden. Welches Geschirr zum Frühstück verwendet werden soll, welches zu Mittag, welches zu Abend. Natürlich saisonabhängig: Muscheln im Sommer, Herbstblätter zu Thanksgiving, Tannenkränze für die Weihnachtsfeiertage. Und, und, und. Ich kann mich vielleicht an zehn Prozent erinnern«, lachte Kathryn. »Ehrlich, das muss man gesehen haben.«

»Weißt du, was das Allerblödeste ist?«, fragte ich. »Ich würde es mir am liebsten abends im Bett gemütlich machen mit einer schönen Tasse Tee und diese ganze verrückte Mappe von vorne bis hinten durchlesen.«

Dreißig Minuten später war das Spiel voll im Gange. Auf einmal erzielte Wilmington einen Korb, und die Zuschauer sprangen jubelnd auf. Ich stieg auf die Bank, um besser sehen zu können, und wäre beinahe auf die knochige Schildkröten-Barbara gefallen. Dann nahm Wilmington St. Henry's den Ball erneut ab. Mein Dylan, endlich voll im Spiel, tat sein Bestes, um den Ball abzublocken, der unschlüssig von Spieler zu Spieler ging. Die Zeit lief ab, die erste Halbzeit war fast zu Ende. Wilmington hatte einen Punkt Vorsprung. Einer ihrer Spieler warf mutig den Ball in Richtung Korb, doch der prallte vom Ringrand ab. Sie schnappten sich den Rebound und versuchten es noch einmal. Diesmal prallte er mit voller Wucht von der unteren rechten Ecke des Backboards ab – direkt in Dylans Arme. Der wusste selbst nicht, wie ihm geschah. Starr vor Angst starrte er übers Spielfeld, wo meilenweit entfernt

der Korb aufragte. Da tat sich eine Lücke zwischen zwei gegnerischen Spielern auf, und Dylan dribbelte los, was das Zeug hielt. Die Menge feuerte ihn jubelnd an. Ich schaute auf die Uhr: 7 Sekunden, 6 Sekunden, 5 ... 4 ... Wir zählten laut mit. Dylan befand sich jetzt direkt unter dem Korb. Bitte, bitte, Gott, mach, dass er trifft! Das würde ihm so viel bedeuten!

Er hatte freies Schussfeld. Er schaute zu mir hin. Er schaute seine Kameraden an, die auf ihn zurannten. Er schaute zum Korb hinauf. »Wirf, Dylan, wirf!« Ich grub meine Fingernägel in Kathryns Arm. Dylan sah den Ball an, umklammerte ihn wie ein Baby und ließ sich schluchzend zu Boden sinken. Das Halbzeitsignal ertönte. Stille im Saal. Aller Augen ruhten auf dem Häuflein Elend, das mein Sohn war.

2. Kapitel

Morgenübelkeit

»Und wie hat er heute früh reagiert?« Mein Mann Phillip stand nackt vor seinem Waschbecken und wischte sich mit einem flauschigen weißen Frotteetuch Rasierschaum vom Ohr.

»Er hat gesagt, es gehe ihm gut, aber ich weiß, dass das nicht stimmt.« Ich selbst stand halb angezogen vor meinem Waschbecken und rammte das Mascarabürstchen in den Behälter zurück. »Ich weiß es ganz genau. Das war wirklich schlimm für ihn.«

»Wir kriegen ihn da schon durch, mein Schatz«, sagte er ruhig. Ich wusste, dass er dachte, ich würde die ganze Sache viel zu tragisch nehmen.

»Er will nicht mit mir darüber reden. Und er redet doch immer über alles mit mir. *Immer*. Besonders abends im Bett.« Ich begutachtete kritisch die feinen Krähenfüße an meinen Augenwinkeln.

»Ich weiß übrigens, was du gerade denkst, und nein, du siehst wunderbar schlank und jung aus, für deine sechsunddreißig. Und zweitens kann ich gut verstehen, dass Dylan das Ganze nicht noch mal durchleben will. Lass ihm ein paar Tage Zeit. Der wird das schon verdauen, wirst sehen.«

»Es war wirklich eine Katastrophe für ihn, Phillip, das habe ich dir gestern Abend schon erklärt.«

»Die vierte Klasse ist nicht leicht. Aber er kommt schon drüber weg, das verspreche ich dir. Und ich werde dafür sorgen.«

»Nett von dir, mich zu beruhigen. Aber trotzdem. Du verstehst das einfach nicht.«

»Doch! Der Junge stand fürchterlich unter Druck. Und da hat er einfach die Nerven verloren. Lass ihn in Ruhe, sonst machst du's nur noch schlimmer.« Er tätschelte mein Hinterteil und ging in sein Ankleidezimmer. An der Tür wandte er sich kurz um und zwinkerte mir schelmisch zu. Eins muss man meinem Mann lassen: Es mangelt ihm nicht an Selbstbewusstsein.

Er streckte den Kopf noch mal ins Bad. »Genug von Dylan. Ich hab eine Überraschung für dich!«

Oh nein. Die Hemden. Ich versuchte mühsam, den Gang zu wechseln.

Phillip verschwand im Schlafzimmer und rief: »Komm, du fällst in Ohnmacht, wenn du siehst, was endlich geliefert wurde!«

Die Hemden lagen säuberlich in einer mit marineblauem Filz ausgeschlagenen Schachtel. Auf diese Hemden hatte Phillip mit mehr Ungeduld und Vorfreude gewartet als jedes Kind auf Weihnachten. Als ich ins Schlafzimmer trat, hob er ehrfürchtig eines der zweihundertfünfzig Dollar teuren, maßgeschneiderten Hemden aus der Box und zog behutsam die Klammer ab, die das Papier zusammenhielt, in das das Hemd eingeschlagen war. Dieses Papier war dick und edel, samtig auf der einen, glatt und glänzend auf der anderen Seite. Es raschelte laut, als er es aufriss und ein gelb-weiß gestreiftes Hemd enthüllte. Klassisch britisch und genau das, was jeder andere erfolgreiche Anwalt trug, den wir kannten.

Aber dafür hatte ich heute wirklich keine Geduld. Ich verschwand, um mir einen Kaffee zu holen.

»Jamie! Lauf doch nicht weg! Du hast ja noch nicht mal ...«

»Gleich!«

Ich kam mit einer dampfenden Kaffeetasse in der Hand und der Zeitung unter dem Arm wieder zurück.

»Die Kinder sind aufgewacht. Ich gebe dir zwei Minuten für deine kleine Modenschau.«

»Warte, ich bin noch nicht so weit.«

Ich ließ mich in den Sessel in der Zimmerecke sinken und begann, die Schlagzeilen zu lesen.

»Mann, sieh dir das an!«, rief Phillip entzückt und hüllte seinen eins neunzig großen Luxuskörper in den teuren Stoff. Ein paar feuchte blonde Locken ringelten sich über den Hemdkragen, und er strich seine welligen blonden Haare zurück, glättete sie mit den Handflächen. Dabei gluckste er zufrieden in sich hinein und summte fröhlich vor sich hin.

Als er das Hemd zugeknöpft hatte, sagte ich: »Sehr hübsch, Phillip. Guter Stoff. Eine gute Wahl.«

Ich vertiefte mich wieder in meine Zeitung, nahm jedoch aus den Augenwinkeln wahr, wie er mit federndem Schritt zu seiner Mahagonikommode ging und in einem Silberpokal kramte, den er einst bei einer Segelregatta seiner Highschool gewonnen hatte. Er wählte drei Paar Manschettenknöpfe aus und reihte sie auf der Kommode auf. Dieses kleine Ritual war erst entstanden, als er genug verdiente, um sich mehr als ein Paar wirklich gute Manschettenknöpfe leisten zu können. Er entschied sich für seine ganz besonderen Lieblinge: die Goldkugeln von Tiffany mit den aufgesetzten blauen Lapislazulisteinen.

»Na gut, Schatz.« Ich warf meine Zeitung auf den Tisch und ging zur Tür. »Dann sind wir hier fertig, oder? Ich sollte jetzt wirklich ...«

Eine dunkle Sturmwolke hatte sich wie aus dem Nichts über seine heitere Miene gelegt. »Mist!« Offenbar stimmte mit dem Hemd etwas nicht. Phillip versuchte erregt, die Manschettenknöpfe durch die zu klein geratenen Knopflöcher zu zwängen.

Was ihm nicht gelang. Und ihn, nun ja, ausgesprochen *wütend* machte.

Er zog das gelb gestreifte Hemd aus, und seine Augen verengten sich zu schmalen Schlitzten.

Unsere fünfjährige Tochter Gracie kam herein und rieb sich verschlafen die Augen. Sie schlang die Arme um eins seiner langen Beine.

»Prinzesschen, nicht jetzt. Daddy hat dich furchtbar lieb, aber nicht jetzt.« Er scheuchte sie zu mir, und ich nahm sie auf den Arm.

Phillip ging, diesmal nicht mit federndem Schritt, zum Bett zurück und wickelte ein zweites Hemd aus, diesmal eins mit lavendelblauen Streifen. Er hielt kurz inne und holte ein paar Mal schnaufend Luft, wie ein Matador, der sich innerlich darauf vorbereitet, den Stier bei den Hörnern zu packen. Er hielt das gestärkte Hemd hoch und schaute es mit zur Seite geneigtem Kopf an, wie um zu demonstrieren: Ich denke positiv. So stand er da, in himmelblauen Oxford-Boxershorts, weißem T-Shirt und anthrazitfarbenen Socken, und tauchte mit angehaltenem Atem ins nächste brandneue Hemd. Aber ach, der zweite Versuch, seine Tiffany-Manschettenknöpfe durch die Löcher zu bekommen, scheiterte ebenfalls. Unser Wheaton-Terrier, Gussie, kam hereingedackelt, setzte sich auf die Hinterbeine und neigte den Kopf zur Seite, so wie Phillip vorhin.

»Nicht. Jetzt. Gussie. RAUS!« Der Hund neigte den Kopf auf die andere Seite, rührte sich aber ansonsten nicht von der Stelle.

Ich lehnte mich, Gracie auf dem Arm, an den Rahmen der Schlafzimmertür und musste mir auf die Lippe beißen, um ernst zu bleiben.

Dritte Generation Exeter. Harvard. Harvard-Anwälte besitzen nicht gerade eine hohe Toleranzschwelle gegenüber den kleinen Widrigkeiten des Lebens. Besonders nicht jene wie

Die Originalausgabe erschien 2007
unter dem Titel »The Manny«
bei HarperCollins. London, und bei The Dial Press, New York.



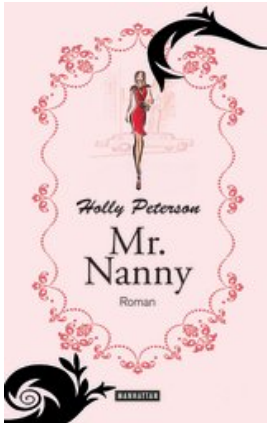
Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
München Super liefert Mochenwangen.

Manhattan Bücher erscheinen im
Wilhelm Goldmann Verlag, München,
einem Unternehmen
der Verlagsgruppe Random House GmbH

1. Auflage
Copyright © der Originalausgabe 2007 by Holly Peterson
Copyright © der deutschsprachigen Erstausgabe 2007
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Die Nutzung des Labels Manhattan erfolgt mit freundlicher
Genehmigung des Hans-im-Glück-Verlags, München
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-54622-0

www.goldmann-verlag.de



Holly Peterson

Mr. Nanny

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 480 Seiten, 13,5 x 20,6 cm
ISBN: 978-3-442-54622-0

Manhattan

Erscheinungstermin: August 2007

Praktischer als eine Prada Tasche ... ein Mr. Nanny! - Eine romantische Komödie aus dem New York der Reichen und Schönen.

Für die Schönen und Reichen New Yorks gibt es nur eine Adresse: die Park Avenue. Dort lebt auch Jamie Whitfield seit ihrer Hochzeit mit dem Staranwalt Phillip Whitfield. Doch Jamie passt eigentlich nicht so recht in diese Welt, allein schon wegen ihrer Herkunft aus der Provinz. Und weil sie nicht bereit ist, ihren Job als Fernsehproduzentin aufzugeben, obwohl sie doch eigentlich nicht mehr arbeiten müsste. Ihre Arbeit hat aber noch einen weiteren Haken: Sie lässt Jamie viel zu wenig Zeit für ihre drei Kinder, zumal diese nicht nur ihre Mutter, sondern auch ihren meist abwesenden Daddy vermissen. Bekanntlich gibt es aber in New York für jedes Problem eine Lösung. In diesem Fall heißt das Zauberwort »Manny«: die männliche Nanny, der neueste Trend der Kindererziehung in der New Yorker High Society. Auch Jamie braucht dringend ein solches Familienaccessoire, und so heuert sie den äußerst attraktiven Peter Bailey an. Schon bald muss Jamie allerdings feststellen, dass Peter nicht nur mit Kindern hervorragend umgehen kann – sondern auch mit seiner attraktiven Arbeitgeberin ...